

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 217.

Freitag, 17. September.

1915.

(18. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuyß.

(Nachdruck verboten.)

Friedels Interesse erwachte. Sie fragte nach der Geschichte Dubeburgs und der Jontheer van Moelen erzählte ihr davon. Sie würde ja nun auch bald eine Moelen sein, wie alle die Frauen vor ihr, deren Bildnisse in der Halle hingen. Doch so schön wie Friedel Sorhagen war keine gewesen, das wußte er. Er hätte sie ungestüm in seine Arme nehmen mögen und ihren frischen, blühenden Mund mit Küßchen bedecken, bis sie ihm sagte: „Ich habe dich lieb.“ Fester umspannte seine Hand die Hügel. „Wir Holländer sind zäh und geduldig“, wiederholte er sich leise.

Friedel eilte gleich auf ihr Zimmer, das Reitkleid abzulegen. Sie verschmähte dabei die Hilfe des dienstbereiten Mädchens. Sie mußte eine kurze Spanne Zeit mit sich allein sein. Die Frau Gräfin sei im Garten, hatte ihr das Mädchen gemeldet.

Da hing das Reitkleid über dem Stuhl, die kleine Schleppe schlängelte sich dunkel auf dem Teppich, auf dem Tisch lag die Reitische mit den Rubinen. Schnell warf Friedel ein Sauskleid über, dann setzte sie sich nieder. Sie mußte nachdenken, nur ein paar Minuten, ehe die Mutter kam. Ihr Schicksal war also entschieden, sie selbst hatte es entschieden, und sie fühlte, es war gut, was sie getan. Ihr künftiger Gatte wußte, wie es um ihr Herz stand, nie konnte er sie einer Lüge zeihen, und nun wollte sie energisch versuchen, das Vergangene zu vergessen, damit ihr Herz frei ward für ihn, der es wert war, treu geliebt zu werden. Jeder Gedanke an Hans mußte verbannt werden. Jeder. Und dabei sahen ihre Augen visionär auf einen Punkt und sahen einen schlanken Reitersmann mit lebensfrohem lachendem Gesicht, der nickte ihr zu und spottete: Und wenn du dir das Herz aus der Brust reiße, es nützt dir nichts, mich vergißt du nie und nimmer!

Da lachte sich Friedel die Angst hinweg, die sie zäh und lähmend überfiel. Sie hatte ja ihren Willen, der mußte kräftig genug sein, ihre Gedanken und ihr Empfinden zu meistern, sie konnte doch nicht ihr Leben lang einem leichtsinnigen Menschen nachträumen. Und daß er ihr so wenig gegolten, wie sie ihm, das erfuhr er bald. Bald. Nur einer wußte die Wahrheit, und der, ein kluger, weiskundiger Mann, hatte trotzdem den Mut, sie zur Gattin zu begehren. Sehr lieb mußte er sie haben, daß er so rasch über das, was sie ihm gesagt, wegkam. Das Bewußtsein, sehr geliebt zu werden und darin Hilfe und Schutz gegen alle Gedankenfahrnisse zu finden, gab ihr die Ruhe, deren sie bedurfte, um der Mutter heiter entgegenzutreten, denn ein leichtes Rascheln seidener Röcke kündete ihr das Nahen der Mutter an.

Schon betrat die Gräfin den Raum. Ihr froh erregtes Gesicht verriet, sie war bereits von dem Neuesten unterrichtet und ihre Worte bestätigten es.

„Friedel, mein Kind“, sie küßte sie, „ich wünsche dir von ganzem Herzen Glück! Natürlich habe ich nicht das mindeste einzuwenden.“ Sie streichelte die schmale Mädchenhand. „Deine Wahl ist ausgezeichnet, und ich bin überzeugt, Papa freut sich gleichfalls.“ Sie sank in

einen gelben Lederstuhl und rekelte sich behaglich. „Gott, ein preussischer Offizier war vielleicht mehr Papas Geschmack gewesen, und das ist schließlich auch sehr begreiflich, wenn man ein Sorhagen ist, unter denen es schon seit ein und einem halben Jahrhundert keinen Zivilisten mehr gegeben. Aber ich glaube, mit van Moelen freundet er sich bald an.“ Sie zog ein Taschentuch hervor und strich sich damit über Stirn und Augen. Ein zarter Geruch von kölnischem Wasser verbreitete sich im Zimmer. „Mir ist warm geworden bei der Unterredung mit van Moelen, noch in Reitstiefeln suchte er mich auf und bat mich um deine Hand. Er könne nicht warten, bis er sich umgezogen, er müsse erst Gewißheit haben. Stürmisch wie ein Jüngling war er“, erzählte die Gräfin. „Daß du ihm so ernsthaft von deiner Verlobung mit Hans sprachest, war kaum nötig.“ Sie lächelte nachsichtig. „Ich habe ihm denn auch versichert, was ich davon gehalten“, sie handhabte wieder das duftende Taschentuch, dabei entging ihr der Schatzen, der über Friedels Stirn huschte. „Nun zieh dich aber schnell an, um zwölf Uhr wird geluncht, sagte mir die Baronesse.“

Sie stand auf und sah sich befriedigt im Zimmer um. Da gab es keine Geschmacklosigkeiten, kein billiges Stüd schmälerte den Gesamteindruck. Erlesener Geschmack hatte hier, wie überhaupt im Schlosse, gewaltet. Schloß Dubeburg ist der passende Rahmen für Friedel, dachte die Gräfin, und ihre Muttereitelkeit frohlockte. Friedel war allerdings von je ein hübsches Mädchen gewesen, aber die wenigen Wochen in Scheveningen wandelten sie zur beeindruckenden Schönheit. Das lag natürlich auch viel an der Aufmachung. Friedel hatte ihr Licht immer unter den Scheffel gestellt. Sie trug die üppigen Haare zu einfach, unauffällig, man ging daran vorüber, ohne die blonde Fülle zu beachten. Jetzt dagegen bauschten sich die glänzenden, gepflegten Haarmassen lose und locker, von kundiger Hand zu breiten Wellen geformt. Selten sah man so schönes Haar. Und dann der Anzug, der machte natürlich auch viel aus, sehr viel sogar. Von dem Augenblick an, da die Verlobung mit Hans gelöst ward, war es, als sei ein neuer Geist über Friedel gekommen. Gut gekleidet ging sie wohl immer, aber nicht so gewählt. Die Gräfin wunderte sich zuweilen, welch sicheren Blick das junge Mädchen plötzlich für fleidsame Toiletten besaß. Auffallend war das. Sogar in dem Weltbade Scheveningen hatte sie Aufsehen gemacht, wo schöne Erscheinungen doch gewiß nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Friedel hatte noch immer ihren Platz inne und die Mutter mußte sie noch einmal mahnen.

Nun begann sie sich zurechtzumachen.

Bald war sie mit dem Ankleiden fertig, Gräfin Sorhagen hatte ihr dabei geholfen. Als einzigen Schmuck befestigte sie sich mit einer goldenen Sicherheitsnadel einige rosa Nelken an den Gürtel. Die paßten trefflich zu dem weißen Kleide.

Sie gingen hinunter.

Am Fuß der Treppe stand Jontheer van Moelen und sein zärtlicher Blick flog Friedel entgegen. Nach der Unterredung, die er mit der Gräfin gehabt, vermochte er es erst recht, sich seines Glückes zu freuen, nun war er überzeugt, die Verlobung Friedels war eine jugendliche Torheit gewesen, nichts weiter. Die wahre Liebe, die würde er in dem Herzen der Geliebten erweisen.

Er stand und erwartete Friedel und ein warmes, inniges Gefühl wallte in ihr auf, ein liebliches Erröten färbte ihr Gesicht und erweckte in ihm ein seltsames Goffen.

Er beugte sich über ihre Hand und die Gräfin lächelte mütterlich. Herzlich freute sich auch die Baronesse über das Zusammenfinden der beiden Menschen. Sie umarmte Friedel und wünschte ihr reiches Glück.

Angeregt sah man beim Mahle, es war zugleich der Abschied. Mit dem Nachmittagszuge fuhren die Damen nach Frankfurt. Die Gräfin hielt es für notwendig, sobald als möglich abzureisen, um den Gatten auf den Antrag van Moelens vorzubereiten. Frederik van Moelen sollte dann in mehreren Wochen folgen. Dem wollte zwar die rasche Trennung wenig behagen, doch die Gründe, welche die Gräfin vorbrachte, gaben den Ausschlag.

Man sah lange zu Tisch. Es waren doch so interessante Thematika zu erörtern. Die Baronesse war jetzt schon für eine baldige Hochzeit. „Ich möchte wieder in mein Utrechter Häuschen“, erklärte sie, „und Dudenburg braucht die Herrin nötig.“

Van Moelen hob das Glas gegen die Sprecherin, er wußte gar nicht, daß die ziemlich altjungferliche Verwandte so gescheite Einfälle haben konnte.

Seine leuchtenden Augen wichen kaum von Friedel. „Wirst du mir gleich nach eurer Ankunft zu Hause schreiben, Friedel?“ fragte er bittend.

Wie erstaunt zuckte es eine Sekunde lang über Friedels Mienen, sie konnte sich noch nicht an die vertraute Anrede gewöhnen, doch gleich hatte sie sich wieder in der Gewalt. Sie lächelte in ihrer schönen, stolzen Art und versprach sofort zu schreiben.

„Ich sehne mich darnach, dich vor aller Welt meine Braut zu nennen“, sagte er leise.

Gut geborgen werde ich bei ihm sein, dachte sie und in seiner Liebe werde ich das Vergessen finden. Fast dankbar blickte sie ihn an. In ihr stieg wieder so etwas wie Schuldgefühl auf. Und wenn sie ihm tausendmal die Wahrheit nicht verschwiegen, besonders war es doch nur ihr unbändiger Stolz gewesen, der sie dazu getrieben, Jontheer van Moelens Braut zu werden, das aber wußte er nicht. — Oh diese Zweifel, die sie für immer gebannt zu haben meinte!

„Stoßen wir auf ein frohes Wiedersehen in Frankfurt an“, unterbrach seine Stimme ihre Gedanken, die umherirrten gleich Vögeln, denen ein Sturm das schützende Nest genommen.

Nach dem Speisen suchte die Gräfin ihr Zimmer auf. Unter dem Vorwand, noch packen zu müssen, verbar sie geschickt ihr Vorhaben, ein Schläschen zu halten. Das konnte sie nicht entbehren. Namentlich vor der anstrengenden Reise. Nun sah man in der Halle unter den Bildern. Herren in Spitzbart und verschollener Trachten schauten gleichmütig aus ihren Rahmen, die Gesichter der Frauen schienen interessierter, sie beachteten neugierig die schöne Friedel Sorhagen. Nachts zwischen zwölf und eins, wenn sich die alten Ahnenbilder beleben, dann werden sie spöttische Worte tauschen über sie, die so jung und so bezaubernd ist. Die Toten werden die Lebenden lästern. Doch jetzt lag noch warmer Mittagssonnenschein über der Welt, noch waren die gemalten Lippen verstaubt. Stumm sahen die Herren und Damen herab auf den jüngsten Jontheer van Moelen.

Baroness van der Burght hatte die beiden Menschen allein gelassen, die Abschiedsstunde sollte ihnen gehören, dachte sie.

„Wie prächtig du mit dem widerspenstigen Pferd heute fertig geworden bist“, sagte Frederik van Moelen.

„einen gründlichen Respekt hast du mir dadurch von deiner Reitkunst beigebracht.“

„Ich reite gar zu gern, schon mit sieben Jahren bestieg ich das erste Pferd, ein schottländisches Pony war's. Papa hob mich herauf und Mama stand oben am Fenster und freute sich über die kleine Amazone“, erzählte Friedel. „Papa war gerade Rittmeister geworden in einer märkischen Garnisonstadt. Ich begriff schnell, wie man die Zügel hält, wie man sitzt und wie man mit Pferden umgehen muß. Am liebsten wäre ich gar nicht mehr von dem Pony heruntergestiegen. In unserer Garnison gab es auch Infanterie, und wenn mein Papa zuweilen des Morgens mit mir ausritt und uns eine Abteilung Fußvolk begegnete, sah ich sehr stolz auf meinem Miniaturpferd und blickte hochmütig auf die Stoppelköpfe.“

Der Jontheer lachte und auch Friedel lächelte rückwärts. „Ich darf dir, ehe ich mit deinem Vater gesprochen, noch seinen Ring geben“, sprach der Jontheer, „ein anderes Geschenk möchte ich dir geben.“ Er zog ein Etui aus seiner Tasche und öffnete es. Ein Pferdeköpfe aus Brillanten und Perlen glänzte Friedel entgegen. „Es ist aus dem Schmuck meiner Mutter, sie trug die Brosche gewöhnlich am Kragen ihres Reitkleides“, fügte er hinzu.

Friedel nahm das Etui und bewunderte das fein gearbeitete Schmuckstück. „Ich kann das doch kaum annehmen“, meinte sie.

„Von mir kannst du alles nehmen“, entgegnete er weich und zog ihre Hand an die Lippen.

Da steckte sie die Brosche an. „Ich danke dir — Risiko“, langsam, sich einen Augenblick besinnend, kam das letzte Wort von den Lippen. Sein ausleuchtender Blick beschämte sie fast. Wie hoch er es aufnahm, daß sie ihn so nannte. Seine Liebe rührte sie, freiwillig bot sie ihm die Lippen. Freiwillig. Nun fürchtete Jontheer van Moelen das Gespenst von Friedel Sorhagens erster Verlobung nicht mehr.

Mit dem Zylinder in der Rechten, die linke am Griff der geöffneten Agentür stand der Diener. Die Damen stiegen ein. Jontheer van Moelen nahm auf dem Rücktritt Platz. Die Pferde zogen an und Baroness van der Burght winkte von der Freitreppe mit dem weißen Tuch. Friedel sah noch einmal zurück nach Dudenburg, ihrer künftigen Heimat. Ernst und würdevoll sah seiner ruhmreichen Vergangenheit wohl bewußt, lag das Schloß, wie ein riesiger, treuer Wächter baute sich seitwärts der behelmte Turm auf. Über die Baumtwipfel, hinter denen das Schloß allmählich verschwand, grüßte er noch immer und dann tauchte auch das behelmte steinerne Haupt unter.

Der Wagen hielt vor dem Stationsgebäude. Jontheer van Moelen besorgte die Fahrkarten. Eben dampfte der Zug heran. Der Diener brachte den Koffer. Noch ein paar Handküsse, einige rasch gewechselte Worte. Die Agentür ward geschlossen; der Zug setzte sich in Bewegung. Friedel neigte den Kopf zum Fenster hinaus, ihr seidener Reisefleier flog im Winde.

Schnüchling sah der stattliche Jontheer van Moelen dem Zuge nach. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Liebe leicht dem Kinde, das alles will, was es verlangen kann.

Aus einem belgischen Tagebuch.

(Von einem Wiesbadener.)

Brügge, 23. April 1915.

Ich sitze augenblicklich in einem Café von Brügge, welches mit seinen drei Villards das vornehmste am Plage ist. Ein paar Rüstiggänger spielen hier Schach. Eine Gruppe solcher hat sich um einen Tisch versammelt und spielt Whist. Die Villards sind besetzt von deutschen Seesoldaten. Das Lokal ist

an und für sich sauber und hat etwas sonst den Belgiern Abgehendes, Behagliches. Die Oberwände sind mit Spiegel versehen, welche im Lichteffekt den Raum vergrößern. Ich trinke ein Glas Kaffee, das nach Brüsseler Art mit Kaffeetrichter serviert wird. Hausierende Kinder kommen fortwährend und bieten die neuesten deutschen Tageszeitungen sowie Postkarten, Schokolade und Spitzen an. Andere nehmen den un beobachteten Augenblick wahr, um an die Tische zu kommen. Ein kleines schmutziges Kind steht plötzlich in der Nähe meines Tisches und stammelt unverständliche Worte. Ich sehe an dem Windfang ein altes zerlumptes Weib mit besammernswertem Aussehen stehen. Sie versteht es, das untere Weib ihrer Augen recht zu zeigen und dabei die halben Pupillen unter das obere Augenlid zu bringen. Es sind Berufsbettler, die mitleidige Barbaren ausnützen und ein gutes Geschäft machen. Unwillkürlich muß ich meine Betrachtungen ziehen und an die vielen Arbeitslosen denken, deren Feiertag unfreiwillig ist, an die zahllosen Spelunken, alias „Estaminets“, die meist an schlechtem Schnaps reich und an Sauberkeit und Behaglichkeit arm sind, wo die Getränke wie auch der ganze Bau Lebensgefährlich sind und jeder Beschreibung spotten.

Es ist mittlerweile 6 Uhr geworden. Die erste Kinovorstellung ist beendet. Ein reges Bild zeigt sich auf der Straße. Militär und Zivil, meist unsere feldgrauen Seesoldaten und blauen Jungs, die mit dem Gesehenen zufrieden sind und nach Hause rüden. Die Elektrische, welche bis 1. Mai nichts kostet, wird gestürzt. Schöngeliebte junge Damen ziehen vorüber und tragen scheinbar das Neueste der Mode zur Schau. Es ist Frühjahrs, und ich denke an unsere interessante Wilhelmstraße zurück. Ein junges Paar, das mir auffällt, ist wert, beschrieben zu werden. Er, schwarz mit dunkelblauem Sakkoanzug, Lackhalbschuhen, weichem braunem Hut, gelbem Knotenstock und mit kleinem, kaum auffallenden schwarz-gelb-roten „National“ im Knopfloch versehen, schreitet lachend neben einer wirklich Schönen einher. Sie, die kaum dem Lenz erwachte, hat etwas ganz Besonderes an sich, nämlich außer ihrer abgetrennten Kleidung, blondes Haar, ein fein geschnittenes Gesicht, einen Strohhut auf in Form einer belgischen Soldatenmütze, die den hiesigen Lanzenreitern ähnelt. In dreierlei Stroh gearbeitet, hat diese Mütze an der Spitze eine goldene Krodde. Es sah recht hübsch aus, aber ich verstehe nicht ganz, ob dieser Aufzug nicht eine Herausforderung bedeutet oder eine besondere Frechheit ist.

Ich habe noch bis 9 Uhr dort gegessen und meine Betrachtungen gemacht und Zielwasser (deutsches Bier) getrunken. Morgen früh 5 Uhr Übungsschießen und nachfolgend letzte Impfung.



Aus der Kriegszeit.

Um hundert Meter Graben.

Sie wußten's kaum, war's Tag, war's Nacht
Bei diesem grausen Ringen,
Es tobte keine Völkerschlacht
Mit weiten Riesenschwingen;
Es war ein Schleichen, Kriechen, Starr'n
Und dann ein jähes Beben
Drauf, wo die Feuerflünde starr'n,
In wilden Todesjähen
Durch Schluchten und durch Drahtverhau,
Aus Unterstand und Gräben,
Hell oft die Nacht, der Tag so grau,
Ein Donnern rings und Beben,
Und als des Sturmes Ziel erreicht,
Mit Bajonett und Spaten,
Stampf haust an haust, — der Feind entweicht, —
Dampf trachen die Granaten. —

Schnell wird die Stellung ausgebaut,
Wie sie im Sturm genommen.
„Jetzt fertig und nach vorn geschaut!
Der Feind wird wiederkommen.“ —

Sie wußten's kaum, war's Tag, war's Nacht,
Die Feinde kamen wieder
Und sanken vor der treuen Wacht
In dichten Schwärmen nieder.
Ein neues Ringen stundenlang
Mit immer neuen Waffen,
Die rings den blutgetränkten Gang
In blinder Wut umfassen.

Doch wie viel auch durch Schuß und Stich
Zu Tod getroffen waren,
Fest steht und unerschütterlich
Der Rest der deutschen Scharen,
Die, wie's je höchster Mut gekonnt,
So zäh gerungen haben
An dieser einen kurzen Front
Um hundert Meter Graben.

Und mag auch die Geschichte laum
Von diesen Taten melden,
Doch kämpften hier auf kleinstem Raum
Die größten deutschen Helden.

Louis Engelbrecht.

Die Ernährung der Kriegsgefangenen. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß die feindliche Presse Deutschland beschuldigte, seine Gefangenen hungern zu lassen. Wenn auch niemandem im Inlande ein Zweifel über die Qualifikation derartiger Meldungen aufkommen konnte, so ist es doch doppelt erfreulich, aus einer offiziellen Anweisung des Kriegsministeriums zu erfahren, wie für die Ernährung der Gefangenen gesorgt wird. Ursprünglich war, so entnehmen wir einer Besprechung der kriegsministeriellen Verfügung durch Professor Dr. Kurt Brandenburg in der Medizinischen Klinik, für Gefangenenernährung der Satz von 60 Pf. täglich bestimmt, für welchen die Ernährung an Unternehmer abgegeben wurde. Diese Einrichtung aber hat sich nicht bewährt, da die Verpflegung verschieden gut ausfiel. Dies bewog die Behörde, die Verpflegung selbst in die Hand zu nehmen. Zugleich wurde, angesichts der Brotknappheit und der hohen Lebensmittelpreise, der Verpflegungssatz auf 66 Pf. erhöht. Die Hauptschwierigkeit beruht darauf, daß infolge der Herabsetzung der Brotmenge von 500 auf 300 Gramm bei den Gefangenen häufig das — unbedeutende — Gefühl unbefriedigender Ernährung hervorgerufen wird. Dieser Ausfall an Quantität wird indes durch Kartoffelbeilagen wett gemacht. Als Mittagsspeise wird meist ein zusammengekochtes Essen gegeben, das aus 500 bis 600 Gramm Kartoffeln, 90 bis 120 Gramm Fleisch oder 150 bis 200 Gramm Bohnen besteht, ferner mit einem Zusatz von 500 Gramm Gemüse mit Gewürzen. Diese Bestimmung ist identisch mit dem Anschlag für Massenverpflegungen, daß für gesunde Leute zur Hauptmahlzeit 1 Kilogramm zusammengekochtes Essen geboten wird. Jeder Gefangene bekommt auf diese Weise täglich 88 Gramm Eiweiß, 40 Gramm Fett und 475 Gramm Kohlehydrate, die einen Wert von 2700 Kalorien darstellen. Diese Kalorienzahl ist für den „mittleren“ Arbeiter völlig ausreichend. Auch unter den gegenwärtigen Preisverhältnissen der Lebensmittel ist es durchaus möglich, mit 66 Pf. die Ausgaben zu bestreiten. Die Verwaltungen der Lager erhalten nämlich, so weit die betreffenden Rohstoffe beschlagnahmt sind, diese vom Kriegsministerium billig vermittelt. Durch geschickte Einteilung gelingt es auch, das teure Fleisch zu liefern. Dabei sollen auf Anregung der Behörden nicht nur die Geschmacksrichtung und Landessgewohnheiten der Gefangenen, soweit tunlich, berücksichtigt, sondern auch die Zubereitung sorgfältig gehandhabt werden. Ja, das Kriegsministerium regt sogar an, einen vertrauenswürdigen Unteroffizier oder Zivilgefangenen in die Küche zu kommandieren, um ihm die Aufsicht zu erteilen. Das ist eine liberale Maßnahme, die es wohl über alles sicher stellt, daß unsere Gefangenen genügend ernährt werden.

Vorbildliches Verhalten eines Gefreiten. In einem Malatage überschütteten die Engländer die Stellung der 11. Kompagnie mit Trommelfeuer, das in kurzer Zeit die Hälfte des Grabens zerstörte. Hornist Gefreiter Hagemeister bemühte sich trotz des mörderischen Feuers eifrig, verschüttete Munition und Gewehre auszugraben und wieder gebrauchsfertig zu machen. Durch seine Ruhe, mit der er diese Arbeiten ausführte, spornte er die noch lebenden Kameraden zu gleichem Verhalten an. Plötzlich beobachtete er: „Die Engländer greifen an!“ Da in dem Zuge alle Unteroffiziere teils gefallen, teils verwundet waren, und der Zugführer nach links geeilt war, um einen hier gebildeten freien Teil des Grabens mit eingetroffenen Reserven zu verteidigen, übernahm Hagemeister selbständig die Führung des Zuges. Durch geschickte Feuerverteilung erreichte er, daß die auf seinen Zug anstürmenden englischen Schützenlinien gleich nach Verlassen ihres Grabens niedergemacht wurden. Den ganzen Tag stand Hagemeister an seiner Beobachtungsstelle mit Ausnahme von

den Augenblicken, wo er durch überliefende Gase der englischen Granaten und durch Verschüttung beläutet war. Sobald er zu sich kam, ging er sofort wieder auf seinen Posten. Als auch am Nachmittag die feindlichen Geschütze nicht schweigen wollten und der 11. Kompanie schwere Verluste zufügten, war es wieder Hagemeister, der durch seinen Mut und Entschlossenheit die übrig gebliebenen Kameraden ermunterte. Nur noch 12 Mann zählte der Zug, als die Engländer noch zweimal am Nachmittage nach jedesmaligem vorübergehenden Trommelfeuer angriffen. Mit größter Ruhe und dem Gefühl der Überlegenheit feuerte Hagemeister Schuß auf Schuß. Selbst als eine Granate 5 Leute neben ihm auf einmal zerschmetterte, ließ er sich nicht beirren, er ruhte nicht, bis der letzte Engländer, der sich aus dem Graben herausgewagt hatte, zu Boden gestreckt war. In Anerkennung seiner Verdienste wurde Hagemeister, der aus Weinberg bei Bippe gebürtig ist, mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse und dem Fürstlich-Bippischen Ehrenkreuz ausgezeichnet und zum Unteroffizier befördert.

Am Louvre bröckelt's. Am Louvre, diesem herrlichen Meisterwerk der Pariser Architektur, das die kostbarsten Kunstschätze der Seinestadt birgt, ist kürzlich ohne jede sichtbare Ursache ein Stein von etwa 8 Kilogramm heruntergefallen, und es war ein glücklicher Zufall, daß er nicht einem Vorbeigehenden auf den Kopf stürzte. Dieses Ereignis ist aber nur ein kleines Anzeichen dafür, daß der Louvre langsam abbröckelt. Das „Journal des Débats“ führt dafür noch andere Tatsachen an. „Wir konnten heute feststellen“, schreibt es, „daß die Ganymed-Statue, die vor dem Kupferstichkabinett steht, den linken Arm verloren hat. Die Bruchstelle, die ganz neu ist, befindet sich gerade an der Schulter. Ein Museumsdienner erzählte uns, daß der Ganymed vor etwa zwei Monaten seinen Arm verloren hat. Er fand eines Morgens den Arm in Klümmern auf der Erde liegen; die Nacht war sehr stürmisch gewesen. Vielleicht rühren diese und ähnliche Unglücksfälle, die sich im und am Louvre wiederholen, einfach von der Erschütterung her, die die immer eiliger dahinsausenden Automobile in den Straßen der Hauptstadt hervorgerufen. Diese gewaltigen Lastwagen, die es stets besonders eilig haben, erschüttern die Mauern der Häuser, verursachen Risse und Sprünge und bewirken besonders das Herabfallen einzelner Steine, die dann eines Tages ein harmloser Spaziergänger auf den Kopf bekommt. Der Louvre scheint unter diesen Erschütterungen besonders zu leiden, und es muß Abhilfe geschaffen werden, um größeren Schädigungen vorzubeugen. Vielleicht setzt sich der Gouverneur von Paris, der ja ein Kunstfreund ist, mit dem Polizeipräsidenten in Verbindung, damit die Mauern des Louvre einmal untersucht werden und besonders damit das Daherausfahren der großen Lastautomobile geregelt und gedämpft wird.“

Die Kriegsprophezeiung eines englischen Geistlichen. Die Aufdeckung von mehr oder weniger seltsamen Kriegsprophezeiungen in aller Herren Ländern ist in unseren Tagen Mode geworden. Besondere Aufmerksamkeit lenkt nunmehr die „Daily Mail“ auf die vorhergesagte eines Waliser Geistlichen, des Priesters Henry Rees, der im Jahre 1856 den künftigen Weltkrieg prophezeit haben soll. Die prophetischen Worte, die von dem Ohrenzeugen Owen Thomas, ebenfalls einem Waliser Geistlichen und berühmten Volksredner, niedergeschrieben wurden, lauten wie folgt: „Wenn mein Enkel ein so hohes Alter erreichen wird, wie es mir beschieden war, so wird er seltsame Dinge sehen, Dinge, die aller Wahrscheinlichkeit nach fürchterlich sein werden. Ich schaudere, wenn ich daran denke, was über die Erde kommen wird. Es ist sicher, daß die gottlosen europäischen Staaten ihr Maß von Neid werden ertragen müssen, wegen der Härte und Unterdrückung, die innerhalb ihrer Grenzen reiß geworden ist, und wegen des Mutes, das sie vergossen haben. Auch Britannien wird zu leiden haben. Das Ende wird ein gewaltiger Segen für die Erde sein. Aber Furchtbares wird geschehen, bevor dies Ende kommt.“

Aus den besetzten russischen Forstgebieten. Die Tatsache der Besetzung der Sumpfsgebiete von Wolhynien ist für die deutschen Holzindustriellen von ganz besonderem Interesse. Denn Wolhynien ist eines der holzreichsten Gebiete der Welt, und seine Forste spielen dementsprechend im internationalen Holzhandel eine hervorragende Rolle. Über den gewaltigen

Umfang der Waldgebiete Wolhyniens werden in der Holzwelt nähere Angaben gemacht. „2 1/2 Millionen Hektar umfaßt dieser Sumpfboden; mehr als eine Million Hektar enthalten davon Holzbestände. Dem deutschen Markt wurden gewaltige Mengen meist unbearbeiteter Roheslen aus den Sümpfen von Molitno zugeführt. Erst in den letzten Jahren entstanden verschiedene Sägewerke, welche, nach deutschem Muster organisiert, die Eslen zu Brettern und Bohlen zersägen und dann gebrauchsfertig mit der Eisenbahn nach Deutschland versandten. Von überragender Bedeutung war allerdings der Rohholzhandel, mit dem sich zahlreiche russische und deutsche Handelshäuser befaßten. Die wolhynische, auch „Pinsker“ Esle, nach dem größten Ort dieses Sumpfsgebietes genannt, wurde in erster Reihe von den deutschen Schiffsabriten, die das Rohholz für die Zigarrenfabrikation herrichten, erworben. Außer den wertvollen Roheslen entstammen den Wäldern Wolhyniens sehr starke Eschen, die zwar an Mildheit nicht an die Eschen von Thüringen oder gar vom Speßart herantreiben, sich indessen doch vermöge ihrer Reinheit und Geradheit viele Freunde am deutschen Holzmarkt erwarben. Der Wert der alljährlich aus den Wäldern Wolhyniens nach Deutschland gelangten rohen und gesägten Eschen und Eslen wird auf mehr als 20 Millionen Rubel geschätzt.“ Doch der Holzexport Wolhyniens beschränkte sich keineswegs nur auf Deutschland. „Das Sumpf- und Kanalnetz und die Eisenbahnwagen trugen das wertvolle Holz hinüber nach Kiew und Odessa; dort wurde es in Schiffe umgeladen und dann den Holzverbraucher der ganzen Welt zugeführt. Darum spielten die Städte Kiew und Odessa von jeher als Zentren des süd-russischen Exportholzhandels eine wichtige Rolle. Es gibt in Rußland kein zweites Gouvernment, das für den Raubholzhandel der Welt so wichtig ist wie Wolhynien. Diese Bedeutung wird noch durch die außerordentlich günstige geographische Lage, die gleichzeitig den Flößerei- und Seeverkehr gestattet, wesentlich gefördert. Die deutschen Holzindustriellen können das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß sie die Pioniere der Holzausfuhr Wolhyniens gewesen sind.“

Kriegsobschnee zweier amerikanischer Seeleute. Über die Irrfahrt, die zwei Amerikaner infolge mannigfaltiger kriegerischer und diplomatischer Verwicklungen zu bestehen hatten, wird in der „Daily Mail“ berichtet: Die Helden dieser modernen Obschnee sind der Radiotelegraphist Maish und der Steward Vielmutter, beide zur Besatzung des norwegischen Dampfers „Seattle“ gehörig. Die beiden kamen Anfang März in einem nordamerikanischen Hafen an Bord und fuhren nach Südamerika. Am 14. März wurde die „Seattle“ von dem englischen Kreuzer „Bristol“ ausgebracht und nach den Falklandinseln geführt. Während der nachfolgenden vier Monate blieben die Angehörigen der beiden Amerikaner ohne jede Nachricht. Endlich gelangte ein Schreiben des amerikanischen Botschafters in Montevideo nach dem Staatsdepartement in Washington mit der Mitteilung, daß die beiden Seeleute sich auf den Falklandinseln befänden und ihre Entlassung verlangten. Die Angelegenheit wurde am 29. Juli nach London gemeldet, und nach erfolgter Untersuchung teilte das auswärtige Amt der amerikanischen Regierung mit, daß die fraglichen Amerikaner die Falklandinseln am 19. Juli an Bord des Schiffes „Bangor“ verlassen hätten. Natürlich nahm man in Amerika an, die beiden hätten ihrem Wunsch gemäß die Reise in die Heimat angetreten. Am 24. August aber wurde die amerikanische Botschaft in London von dem Konsul in Plymouth davon benachrichtigt, daß ein Teil der Besatzung des Dampfers „Seattle“ in Plymouth gelandet worden sei. Auf eine Anfrage erwiderte das englische auswärtige Amt, daß die „Seattle“ bis zum 14. August in den Gewässern der Falklandinseln geblieben sei, um erst dann nach England vor ein Prisengericht zu kommen. Doch die Angelegenheit wurde noch verwickelter. Der amerikanische Konsul in Dakar, Senegal, meldete vom 11. Juli, daß der belgische Dampfer „Albertville“ den Hafen besucht habe, und daß die beiden gesuchten Amerikaner an Bord gewesen seien. Nun endlich wurden die beiden Amerikaner in — England festgestellt und freigelassen. Es stellte sich heraus, daß die „Seattle“ bis zum 14. Juli vor den Falklandinseln geblieben und daß am genannten Tage eine Prisenbesatzung an Bord gekommen war. Diese führte das Schiff, das in „Bangor“ umgelaufen worden war, nach Freetown in Sierra Leone, wo die eigentliche Besatzung, unter der sich auch die beiden Amerikaner befanden, an Bord des Dampfers „Albertville“ gebracht wurde. Die „Albertville“ endlich fuhr über Dakar nach Plymouth. Die Irrfahrt hatte insgesamt sieben Monate gedauert.